Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 214 (1935)

Artikel: Rätsel von Ragaz
Autor: Hiltbrunner, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374959

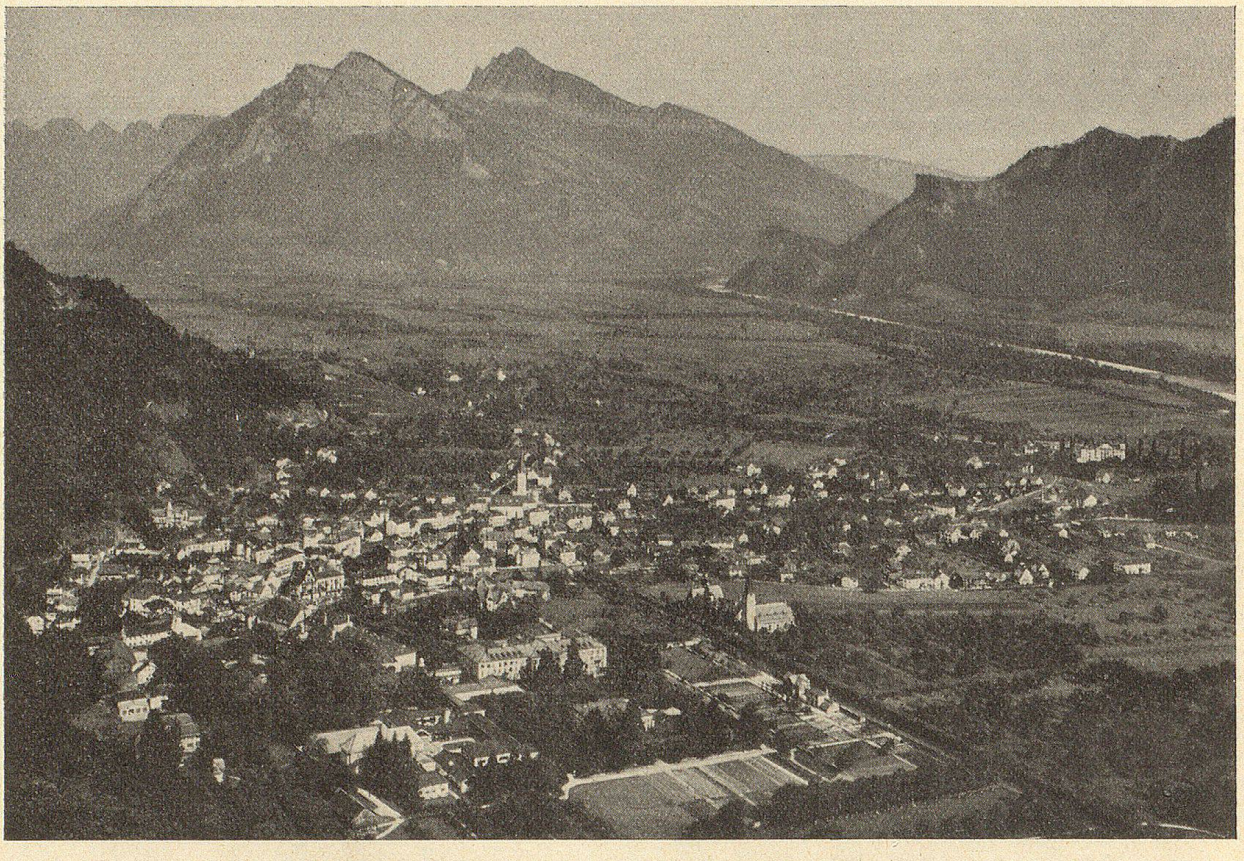
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gesamtansicht von Ragaz (mit Churfirsten, Sargans, Gonzen, Alvier und Fläscherhorn). (Phot. Gaberell, Thalwil.)

Rätsel von Ragaz.

Von **Hermann Hiltbrunner.**

An einem heißen Augusttag des letzten Jahres beschloß ich, diesem landschaftlichen Rätsel einmal auf den Leib zu rücken. Schließlich kann man sich doch nicht lebenslänglich von einer Gegend narren lassen. Also fuhr ich einmal mehr durch jene grüne Ebene der Verwirrung und tat, was ich bisher unterlassen: Ich stieg auf der Station Ragaz aus und schritt gemächlich durch die Allee, die den Weg vom Bahnhof zum Ort selber bezeichnet. Und während dieses zehn Minuten dauernden Spazierganges erlebte ich schon soviel, daß meine sämtlichen Widerstände gegen Kurorte und Hotelstädte in bezug auf Ragaz in nichts zusammensanken. Es gab keinen Lärm auf der Straße: die paar Hotelautos waren vorbeigefahren und dann war es still. Keine Fabrikkamine rauchten, keine Maschinensäle klirrten, keine Spur von Industrie war zu entdecken. Dafür aber spazierte heimkehrendes Braunvieh mitten auf der schönen Asphaltstraße; gemächlicher noch als ich kam es daher, unbekümmert, bald einzeln, bald in losen Gruppen, und ihre Glocken tönten mir ehemaligem Viehhüter wunderbar im Ohre. Diese Begrüßung durch Stille und Herdengeläute versöhnte mich von vornherein mit dem ganzen Ort. Hier war also noch Dorf und Herde, Herd und Heimat — was konnte mir der stadtmäßig aussehende Kern von Ragaz antun? Ich ahnte die Herde um die städtische Mitte herum. Der Ring der äußern Häuser enthielt ja Ställe, Scheunen, Heu und Tiere.

Bald fand ich das Haus, das mir zum Obdach geeignet schien. Ich packte meine Siebensachen aus und unternahm meinen abendlichen Rundgang durch den Ort. Lange stand ich auf der Brücke, die hoch über der grauen Tamina das linksufrige Dorf mit den rechtsufrigen Parkanlagen und Badehotels verbindet. Vom Kursaal, der drüben zwischen den großen Hotels liegt, tönte Musik herüber. Sie mischte sich mit dem Rauschen des Flusses zu einer seltsamen Nachtmusik unter dem Glanz der Lichter. Als ich vom Kursaal zurückkehrte, gab es nur noch einen Ton: das Rauschen der Tamina. Dieser Ton ist der Grundton von Ragaz.

Wiederum blieb ich auf der Brücke stehen. Die Nacht war warm, aber aus den Wassern stieg köstliche Kühle auf. Oder drang dieser geheimnisvolle Hauch aus dem waldigen Hintergrund, dem die Tamina entrann, kam er vielleicht aus der Schlucht, von der man allenthalben hatte

reden hören? Wie dem auch sein mochte — Kühle strömte heran und wehte herauf, Kühle des Berges, von dem die Tamina kam. Sie stieg aus dem Flußbett auf als ein Teil jener Eiskühle, die im Sardonagletscher gesammelt und auf die höchsten Horizonte niedergelegt ist . . .

Am oberen Ende des Dorfes, dort, wo schon das Tor zur Schlucht sich öffnet, sich öffnet als ob hier ein mächtiger Ali Baba „Sesam öffne dich" gesprochen, den Befehl zum Schließen aber vergessen hätte — dort also beginnt jene Drahtseilbahn, die den Fremdling und Rätselrater zum Wartenstein hinaufhebt.

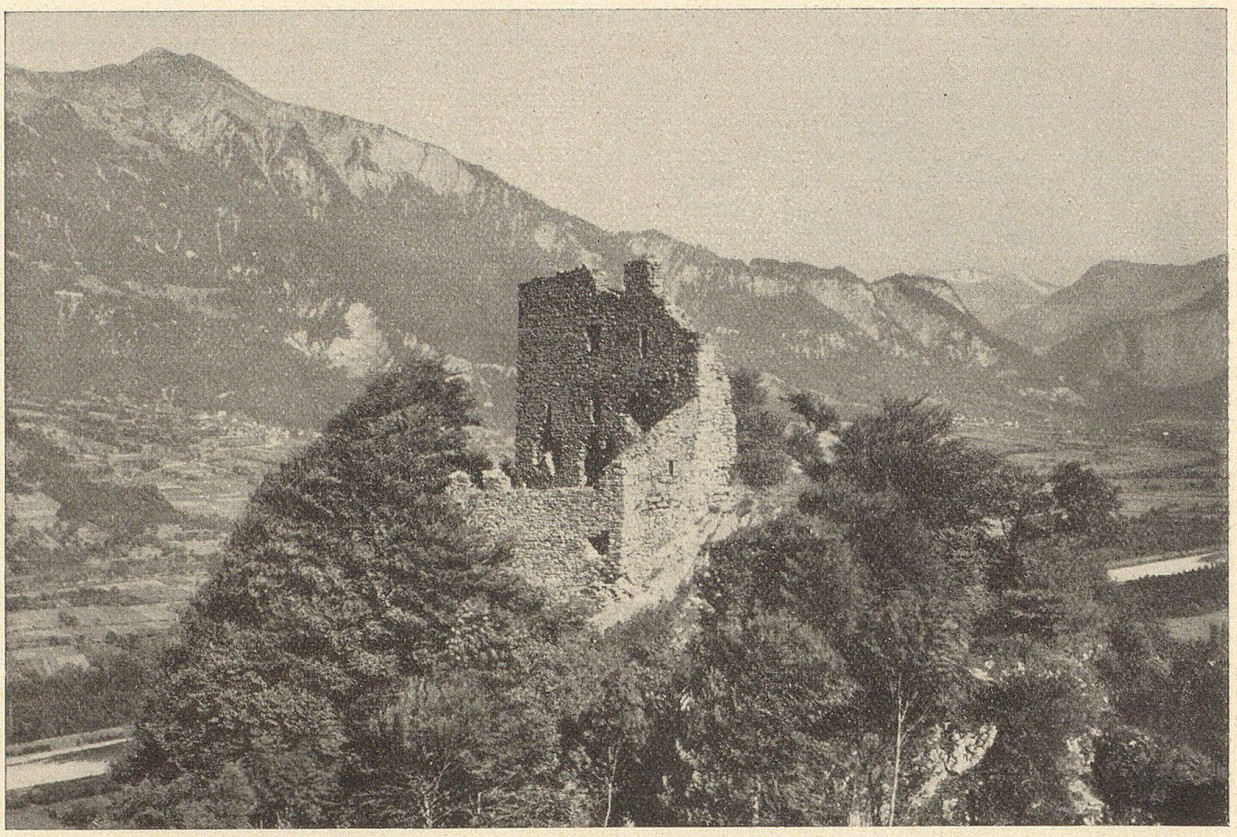
Am oberen Ende dieser Drahtseilbahn auf den Wartenstein traf ich auf die Straße, die von Ragaz nach Pfäfers und Vättis im hintern Taminatal führt. Dort, wo die Felsen steil zur Tiefe abstürzen und der Wald einen Balkon gegen das Tal freigibt, steht ein Hotel. Seine Terrasse ist der beste Ort, die ganze Landschaft mit einem Blicke zu umfassen. Diese Terrasse erwählte ich jetzt zu meinem Standpunkt. Ich ließ meine Blicke erst hinüberschweifen zu den Churfirsten. Welch eine grimmige Säge drohte dort das Weltall zu zersägen, oder war sie das Gebiß eines kolossalen Haifisches, das All zu zermalmen und zu verschlucken? Aber seitlich stößt sie an den harten Gonzen, der sie überragt und gegen dessen Flanke das Ungeheuer vergeblich anrennt. Hinter dem Eisenberg Gonzen steht der Alvier und rechts hinter ihm blickt, von der Ferne schon in farbigen Schimmerschaum aufgelöst, das Säntisgebirge herüber. Dann aber wird der Horizont auf einmal wieder nah: über den niedrigen Fläscherberg erheben sich die Drei Schwestern, aber sie schwinden aus dem Gesichtsfeld, denn der Riese Falknis füllt es aus und der Vilan ist nur eine Abschwächung des Falknis.

Das alles ist ja unausdrückbar schön — aber es ist nicht alles. Von dieser Kanzel aus entdecke ich den zweiten landschaftlichen Hauptakzent der Gegend mir zu Füßen: es ist ein Akzent der Erstreckung, ist im Gegensatz zum Berghorizont Flachland, Ebene, grüne, saftige Weite. Und das ist zunächst das Seltsame: diese fast zwanzig Quadratkilometer große Ebene, aus der sich die Berge unvermittelt zu erheben scheinen. Ich habe diese Ebene ja so oft durchfahren und ihre Pappeln bewundert, aus all den Weiden und Erlen ihren Grundwasserreichtum erschlossen, all die Wasserläufe und Gießen genannte Grundwasseraustritte haben mir das Schotterfeld unter der grünen Decke verraten — aber hier oben vergesse ich dies zunächst und sage mir immer wieder: Welch eine mächtige Ebene zwischen den Bergen und um den Fuß der Berge! Welch ein wundersames Paradies und seliges Quellenland, eine wahre Oase!

Ich erinnere mich zwar, daß diese Ebene am Fuß des Gonzen nicht aufhört und daß sie am Fuß des Wartenberges nicht endet. Sie ist ja nur ein ungewöhnlich eindrucksvoller Teil jener Gesamtebene, die sozusagen von Chur an bis zum Bodensee sich erstreckt und Rheintal heißt, Rheinebene ist. In dieser langen Talebene hat sich der Rhein vor einem Menschenalter noch saumselig umhergetrieben, hat sein Bett schlangenwedelnd bald hierhin, bald dorthin verlegt, hat sich mit seinem eigenen Geschiebe Schwierigkeiten bereitet. In gar nicht sehr alten Chroniken liest man von Seen, die mitten in der Talebene lagen, es waren verbreiterte, stabile Altwasserarme. Das Schlendern und Pendeln eines schon so großen Stromes sieht nur bei Niederwasser gemütlich aus. Bei Hochwasser hört aber alle Gemütlichkeit und jede Uferidylle auf. Nicht umsonst steht kein einziges Dorf in der Ebene zwischen Ragaz und Sargans. Alle Dörfer neben den eben genannten Orten, Vilters, Wangs, Mels, liegen dicht am Fuße der Berge, die der Ebene entsteigen, liegen dort, wo etwa ein größerer Bach einen Fächer von Geröll aus einem Tobel auf die Ebene hinausgeschüttet hat.

Gewiß, vor vierzig, fünfzig Jahren hatte diese Rheinebene anders ausgesehen. Heute ist sie ein Paradies, zwischen Sargans und Ragaz zwar nur ein Wiesen- und Weidenparadies, aber unterhalb Sargans ein Gartenland von großer Fruchtbarkeit. Aecker, Wiesen und Obstgärten sind hervorgegangen aus Oedland und Sumpf, Welschkorn gedeiht, wo früher Röhricht wucherte, das lokale Klima ist besser, trockener geworden, sodaß an geeigneten Stellen Wein gebaut werden kann. Das alles verdanken wir der Rheinkorrektion. Rechts des silbrigen Rheinbandes ist immer noch Ebene. Von hier oben sieht sie genau so flach aus wie die große linksufrige. Aber ich weiß ja von früheren Fahrten, daß rechts des Rheins von Fläsch bis Chur ein Schuttkegel an den andern sich reiht. Jeder Bach, der dort aus dem Gehänge zwischen Falknis und Montalin niederbricht, breitet, wenn er sein großes Gefälle einzubüßen beginnt, seine Schuttmassen in Form eines flachen Kegels rheinwärts aus. Auf diesen ebenmäßig abfallenden Halden stehen die berühmten Reben der bündnerischen Herrschaft und stehen die Dörfer, die jenen Weinen so wohlklingende Namen geben: Fläsch, Maienfeld, Jenins, Malans, Zizers, Chur. Welch ein klares, heiteres, geschlossenes Rebland auf dieser gleichmäßig gegen die Bergfüße ansteigenden schiefen Ebene! Hier herrscht ein anderes Grün als auf der linken Seite des Rheins, ein graues, blaugraues Grün, sehr vornehme, adelige Farbe sozusagen; eine Farbe der Arbeit, Chemie im Dienste des Rebbaus verratend.

Nun wäre bis dahin alles klar, Berg und Tal wären begriffen — würde ich dort nicht ein zweites, wenn auch nur halb so breites Tal schauen. Bei Sargans mündet es aus in das Rheintal — oder mündet es ein? Das eben ist die Frage. Ich schaue talabwärts — und schaue



Ruine Wartenstein mit Blick gegen die bündnerische Herrschaft. (Phot. Gaberell, Thalwil.)

zwei Täler! Wo in aller Welt, so sage ich mir, kann mein Blick in zwei Täler schweifen, die bergwärts zusammenmünden, talauswärts sich trennen! Täler vereinigen sich doch talabwärts, trennen sich nur, wenn ich ihnen entgegenschaue. Verehrte Leser, ich will Euch nicht verwirren, aber erinnert Euch an unsere Alpentäler: Ein Tal beginnt im Gebirge und hat seinen starken Fluß. Es verläuft mit diesem Fluß und wenn es auf ein anderes Tal stößt, so vereinigen sie sich genau wie die beiden Flüsse. Der stärkere oder doch ehemals stärkere gibt die weitere Richtung an und gibt der Talrinne seinen Namen. In bezug auf die Stärke- und Richtungsverhältnisse unterscheiden wir da Haupttal und Nebental, Hauptfluß und Nebenfluß. Ein Flußnetz und ebenso das ihm entsprechende Talnetz gleicht ganz und gar einem Baum; der Hauptfluß ist der Stamm, die Nebenflüsse sind die Aeste, ein starker Ast ist wieder ein Flußsystem für sich, aber dem endgültigen Hauptfluß untergeordnet. Nur insofern hinkt der Vergleich, als der Baum von unten nach oben, vom Einen zum Vielen, das Talnetz aber von oben nach unten, vom Vielen zum Einen wächst. Und wie die Aeste in mehr oder minder spitzen Winkeln vom Ast abzweigen (wie man so richtig sagt), so auch zweigen die Nebentäler vom Haupttal ab oder münden die Seitentäler in mehr oder weniger spitzen Winkeln zum Haupttal. Binsenwahrheiten, nicht wahr?

Ich habe seither einen Geographieprofessor über die Vorgänge und Verhältnisse, die solch ein Resultat zeitigten, befragt. Er antwortete ebenso richtig wie lakonisch: „Einmal muß es angefangen haben; wie es wirklich war, weiß ich nicht." Ungeheuer ehrlich, beispiellos bescheiden! Natürlich kennt der Professor die bestehenden Hypothesen; aber wie es wirklich zur Eiszeit und vor der Eiszeit war, weiß kein Mensch. Nur so viel kann als gesichert gelten: daß eine Kommunikation zwischen dem Rheingebiet und dem Linthgebiet wenigstens zur Eiszeit stattgefunden hat. Was vorher war, ruht im Dunkel. Flüsse haben dem Gletscher den Weg bereitet, erdgeschichtlich bedingte Senken haben dem Wasser den Weg des geringsten Widerstandes gezeigt. Wohl mehr als das Eis hat das lebendige Wasser Täler geschaffen. Es wird also auch hier auf seine Weise gewirkt haben. Mit dem allem ist das Rätsel dieser Landschaftsgestaltung nicht gelöst, es ist nur noch rätselhafter geworden. Aber aus diesem Eingeständnis wächst dennoch eine Art Klarheit und wäre es auch nur die des alten Sokrates: Ich weiß, daß ich nichts weiß.

Ich faltete die Karte zusammen, warf mein Wissen wie mein Nichtwissen in den grünen Ab-

grund und überließ mich meinen Sinnen, meiner Anschauung, meiner durch Wissen und Nichtwissen nur noch vertieften Anschauung. Dann wanderte ich seltsam abwesend durch den Bergwald nach Ragaz hinunter. War ich jetzt fertig mit dem Rätsel von Ragaz? Keineswegs. Da war nun noch die Tamina. Ehe ich aber ihrer Herkunft nachgehen wollte, mußte ich ihre Mündung kennen lernen.

Am Nachmittag schritt ich ihrem rechten Ufer entlang. Es gibt in Ragaz so schöne Spazierwege. Dieser Flußweg auf hohem Damm ist einer davon. Denn die Tamina rauscht tief zwischen hohen Dämmen. Das wird seinen guten Grund haben. Das Wasser schießt eilig durch diesen Mündungskanal, als könnte es die Vereinigung mit dem nahen Rhein nicht abwarten. Es ist grau, anders grau als gestern, anders als vormittags; Trübsinnige werden es trüb finden, Ungewaschene werden es schmutzig finden — ist aber schönes Wasser, eine Art Milch oder auch ein flüssiges Gestein. Jedenfalls ist es Wasser, das Arbeit geleistet hat, Arbeit im Berginnern dort, Arbeit im Gestein, da mußte es doch staubig werden. Aber jetzt bin ich bei der Eisenbahnbrücke über den Rhein und wenige Schritte oberhalb dieser nüchternen, sachlichen Eisenbrücke kommen die beiden zusammen oder vielmehr: schüttet die Tamina ihre grauen Wasser in die klaren des Rheins. Der aber scheint nicht die geringste Notiz zu nehmen von diesem Dreckbächlein, wie ich ihn sagen höre. Er nimmt aber doch Notiz von ihm, auf eine negative Weise allerdings: er scheint die Taminawasser abzulehnen. Er will seine sauberen Fluten nicht mit ihr verunreinigen, er will sich nicht mit ihr vermischen, diese mulmige Milch gefällt ihm keineswegs. So fließen sie denn im gleichen Bett, im großen Rheinbett nebeneinander her, bis es dem Rhein einfällt, daß ein so kleines Wässerlein ihn ebensowenig zu trüben vermöge, wie er selbst den Ozean, wenn er einmal nach Regenzeiten gelb und groß durch die deutschen und holländischen Rheinlande zieht.

Diese Rheindämme hingegen, die heute früh von oben herab so fadenscheinig aussahen, entpuppen sich als wahre Festungsbauten. Schier haushoch sind sie und uneinnehmbaren Burgen gleich. Auch das muß seinen guten Grund haben: der Rhein ist ein etwas unheimlicher Geselle, innerhalb weniger Stunden kann der heute angenehm Dahinrauschende, der immer noch, seiner Vorgeschichte treu, von einem Damm zum andern Pendelnde sich in einen fürchterlichen Lindwurm verwandeln und kann sein Sekundendurchfluß von 30 Kubikmeter auf 3000 steigen. Die Dämme sind nicht zu hoch, das Rheinbett erhöht sich fortgesetzt, die Dämme sind nicht zu stark — wir brauchen nur an die Katastrophe von 1927 zu denken, die große Strecken liechtensteinischen Landes verwüstete. Ein ungeheurer Druck preßt gegen die Dämme, wenn eine dreitägige Sintflut den Kanal bis an die Dammkronen füllt. Nirgends in der Schweiz haben wir eine Aufschüttungsebene so großen Ausmaßes. Beherrscht der Mensch den Fluß, ist das Menschenwerk dem Naturwerk gewachsen, dann sind solche Schwemmlandebenen das reine Kanaan. Hält das Menschenwerk aber nicht Stich, dann sind sie verlorenes Land, Oedland, Sumpf, Wüste. Möge die Kraft des Menschen ausreichen, möge der Mensch im Besitz dieser siebzig Kilometer langen Kulturebene bleiben.

Ich schreite zurück auf dem Damm, komme wieder zur Taminamündung und denke an die alte Lärchenholzbrücke, die vor wenigen Jahren dieser Eisenbrücke weichen mußte, weil sie den elektrischen Zügen in mehr als einer Hinsicht nicht gewachsen war.

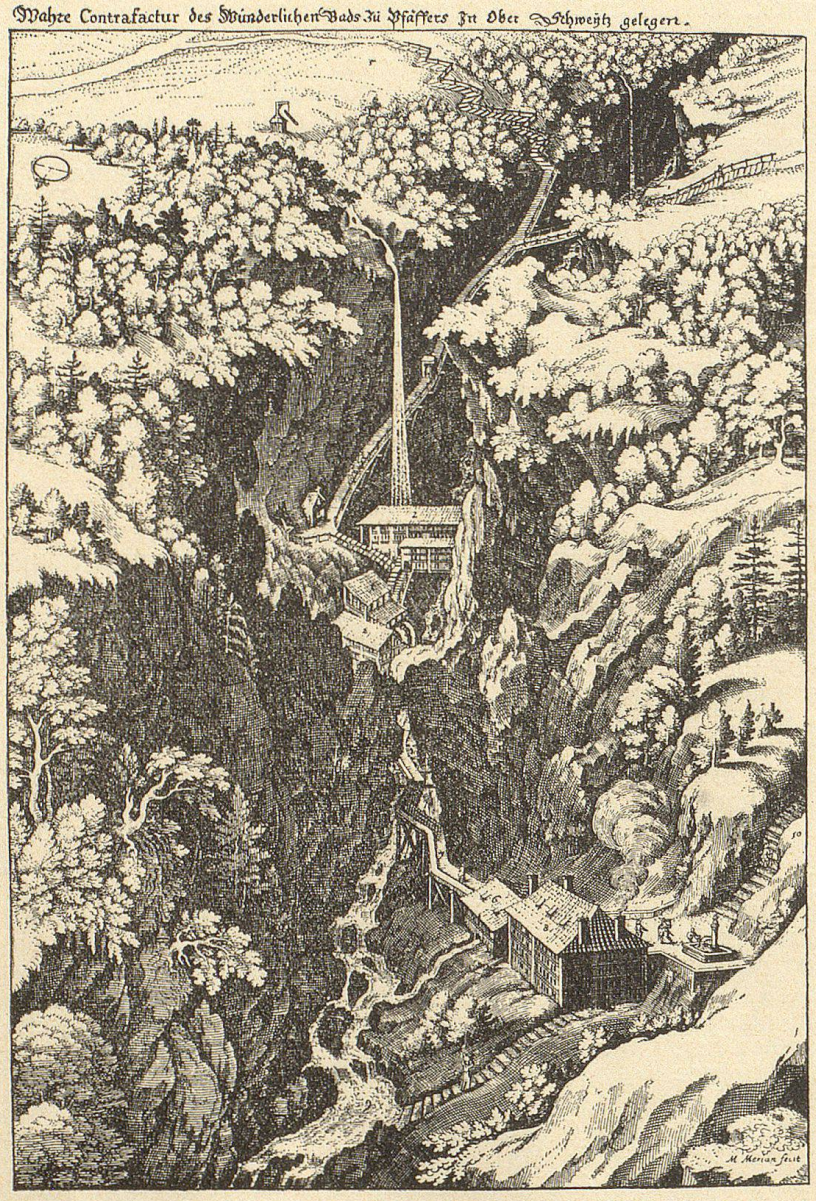
Jetzt schlendere ich durch eine der schönsten Parklandschaften, die ich kenne, und komme zum Gießenparksee mit seiner Wasserrosenwiese und seinen Wasservögeln: Ragaz hat nichts unterlassen, keine jener Einrichtungen vergessen — hier steht das neue Strandbad — die ein Kurgast von heute bei einem Kurort vorauszusetzen pflegt. Ja, Ragaz scheint mir in dieser Hinsicht sogar mehr getan zu haben, als der Verwöhnteste erwarten kann. Aber alle diese Dinge machen nur die Reize, nicht die Rätsel von Ragaz aus. Das letzte und im Grunde das erste Rätsel aber ist sein Wasser und die Herkunft dieses Wassers.

Am nächsten Morgen nahm mich der Wagen des Thermalbades Pfäfers mit in die Schlucht. Welch ein dunkles Gestein, schwarz, wo die Schnellen im Fluß oder Seitenbäche es benetzen. Und was für Wände zu beiden Seiten! Auch ein Eintrittstor, aber zur Unterwelt, ungleich demjenigen drunten, das offen, hell und eben zu den Bündner Bergen führt. Flysch heißt dieser graue Fels. Von diesem Flysch, einem weichen Schiefergestein, hat die Tamina ihre graue Farbe. Und in diesen Fels hat sich die Tamina so tief eingefressen, daß sie keinen größeren Sprung zu nehmen, keinen Wasserfall zu bilden braucht. Die Schlucht ist sozusagen fertig.

Der leicht ansteigende Waldweg dem Flusse entlang führt uns in einer guten Stunde an diesen denkwürdigen, begnadeten Ort. Bad Pfäfers heißt er. Aber heute will ich nicht das Bad, ich will die Therme, die heiße Quelle, den Grund aller dieser Gründungen, den Ursprung, den Anfang — das Geheimnis.

Es liegt nicht hier, weiter hinten liegt es, man muß das alte, schöne Bad in seiner ganzen Länge durchschreiten, einen wahren Kreuzgang muß man passieren, wundervolle Bogen springen aus festen Pfeilern, das Bad ist halb Kloster, halb Hotel.

Ein Führer schließt das Pförtchen auf und nun geht es hinein in die schwarze Höllenspalte.



Die Badanlage von Pfäfers
nach einem alten Stich von Matthäus Merian.

Die Schlucht scheint sich jetzt zu schließen, aber der Bretterweg ist kein Holzweg. Er hat ein Geländer und ist, wo er nicht auf Felsen fußt, festgehakt in der Felswand. Wo etwa Wasser von den Schluchtwänden tropft, ist er überdacht. Da und dort entdecke ich auch schon die Röhre, in der das Wunderwasser von der Quelle zu den Bädern geleitet wird.

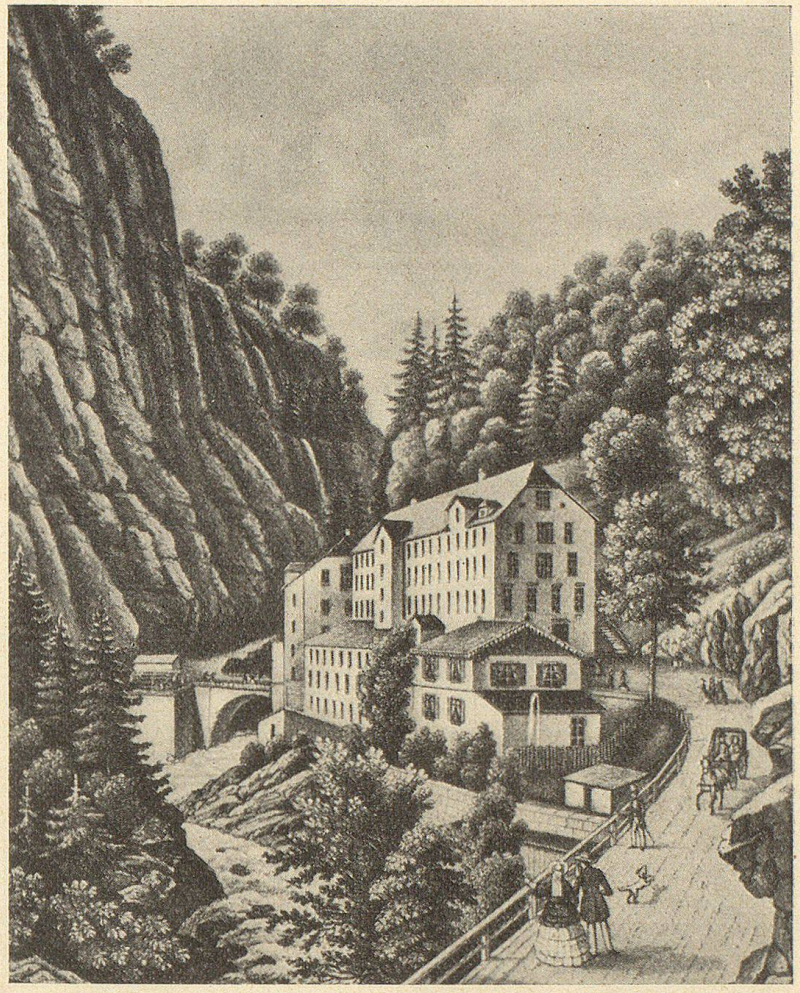
Nach einigen bangen Minuten, die einem als eine Stunde vorkommen können, ist man am Orte. Dampfwolken steigen auf. Ein Türchen wird geöffnet, ein niedriger Stollen führt in den Berg hinein, fünfzig Meter vielleicht, aber fünfhundert für ein erregbares Gemüt. Und dann steht man vor dieser Höhle im Berginnern, dieser Kluft im Gestein. Atembeklemmende Dampfluft schlägt einem entgegen. Unheimlich klar und lichtbrechend quillen die Wasser aus einer Gesteinsspalte in diese erweiterte Spalte wie in ein blaues Becken. Geräuschlos quillt es auf — ist es Wasser, sind es Geister, leis wallende Geister des Berges, des ewig verborgenen Innern? . . . Das also ist die Quelle des Heil- und Wunderwassers, der mystische Ursprung, und Ursprung auch und Quelle aller Ragazer Rätsel! Ich stehe vor ihr und wiederum wird das Unerklärliche, ja Unheimliche umgewandelt in eine Art Lösung, die keine ist, die durch Nichtwissen und Nichtverstehen nur noch rätselhafter wird, in ihrer Steigerung ins schlechthin Geheimnisvolle aber wie eine Erklärung wirkt.

Ich trinke von dem Wasser. Es ist weich, geruch- und geschmacklos, aber es ist warm, warm wie Blut. Meine stumpfen Sinne erfassen das Wunder dieses Wassers nicht. Aber der gesamte Organismus erfaßt es, wenn es ihm regelmäßig zugeführt wird. Was ich jetzt sehe und spüre, ist einmal diese Blutwärme, dann die scheinbar größere Dichte, als ob dieses Wasser um etliches „dicker", konsistenter sei als gewöhnliches Quell- und Brunnenwasser. Aber das kommt wohl von der Wärme und den vielen gelösten Stoffen darin. Größere Mengen von Kohlensäure fehlen ihm, das Wasser ist kein sprühender, quirliger Sprudel, darum auch erscheint es so bluthaft. Und warum sollte es kein Blut sein, Blut der Berge ringsherum, das hier wie in einer Herzkammer zusammenströmt?

Da die Quelle zur Sommerszeit heute an die 10 000 Minutenliter spendet, braucht man natürlich an Thermalwasser durchaus nicht zu sparen: mit sieben bis zehn Millionen Tageslitern kann man geradezu geuden, kann man die Bäder aller sechs Thermalbadanstalten ununterbrochen durchströmen, das Wasser beständig sich erneuern lassen, kann man sogar das große Ragazer Thermal-Hallenschwimmbad speisen und auch sein Wasser sich fortgesetzt erneuern lassen, ihm Tag für Tag ¾ Millionen Liter Wasser zuführen — und trotzdem zeigt mir der Führer einen Ueberlauf, wo unverwendetes Thermalwasser in die kühle Schlucht, in das kalte Taminawasser sich ergießt. Von diesem Ueberlauf steigen Dampfwolken auf. Fast könnte mich

dieses unverwendete Wasser reuen. Daß die Natur mit gewöhnlichem Wasser Verschwendung treibt, wissen wir alle nur allzugut; daß sie aber Heilwasser in solchem Maße verschleudert, war mir neu. Und als ich in den nächstfolgenden Tagen regelmäßig ein paar Gläser dieses Wassers trank und mich jeden Tag im Hallenschwimmbad tummelte, da war mir auch dieses neu: die unheimliche Wirkung dieses Wassers. Es begann in meinem vermeintlich gesunden Körper ein Ziehen und Schmerzen, hauptsächlich in den Gelenken. Die Harnsäure, die, wenn sie im Uebermaß in einem Körper vorhanden ist, gichtische Schmerzen bewirkt, wurde vom Wasser und seinen geheimen Kräften ausgetrieben. Diese Teufelaustreibung bekam ich so gründlich zu spüren, daß mir jeder Zweifel an diesem Gesundbrunnen verging. Bäderreaktion nennen die Aerzte diese Erscheinung; seit ich sie am eigenen Leibe erfuhr, rede ich mit dem allerhöchsten Respekt und mit unverhohlener Bewunderung von diesem Wasser. . .

Wir stehen wieder draußen in der Schlucht. Der Führer zeigt mir die Balkenlöcher früherer Badehäuser. Denn es ist klar, daß solch ein Ort nicht erst der neuern Zeit bekannt geworden ist. Nachweislich ist die Quelle seit 1242 als Heilbad benutzt worden. Sie blieb während sechs Jahrhunderten den Fürstäbten von Pfäfers unterstellt. Aber erst im Jahre 1630 wurde ein Badhaus an der Stelle gebaut, wo das heutige steht. Vorher mußten die Kranken an Stricken in die dunkle Schlucht hinuntergelassen werden und während sechs bis sieben Tagen ununterbrochen in dem Becken sitzen, das aus dem Fels ausgehauen war und als gemeinsame Badewanne diente. Später errichtete man wohl Badehäuser auf Balken, die man von Schluchtwand zu Schluchtwand legte, und baute schwindlige Stege zum Schluchtrand hinauf. Aber immer wieder wurden diese Bauten durch Feuer, Steinschlag und andere Mißgeschicke zerstört, bis eben der Abt Jodokus das Quellwasser in Holzkänneln aus der engen Schlucht dorthin leitete, wo heute das anfangs des 18. Jahrhunderts gebaute und hundert Jahre später erweiterte Badhaus steht. 1838 jedoch wurde das Kloster Pfäfers aufgehoben, der Klosterbesitz samt dem Bad ging über an den Staat St. Gallen, und schon 1840 war die Straße und die Warmwasserleitung von Bad Pfäfers nach Ragaz hinunter beendet und das Bad Ragaz geboren.

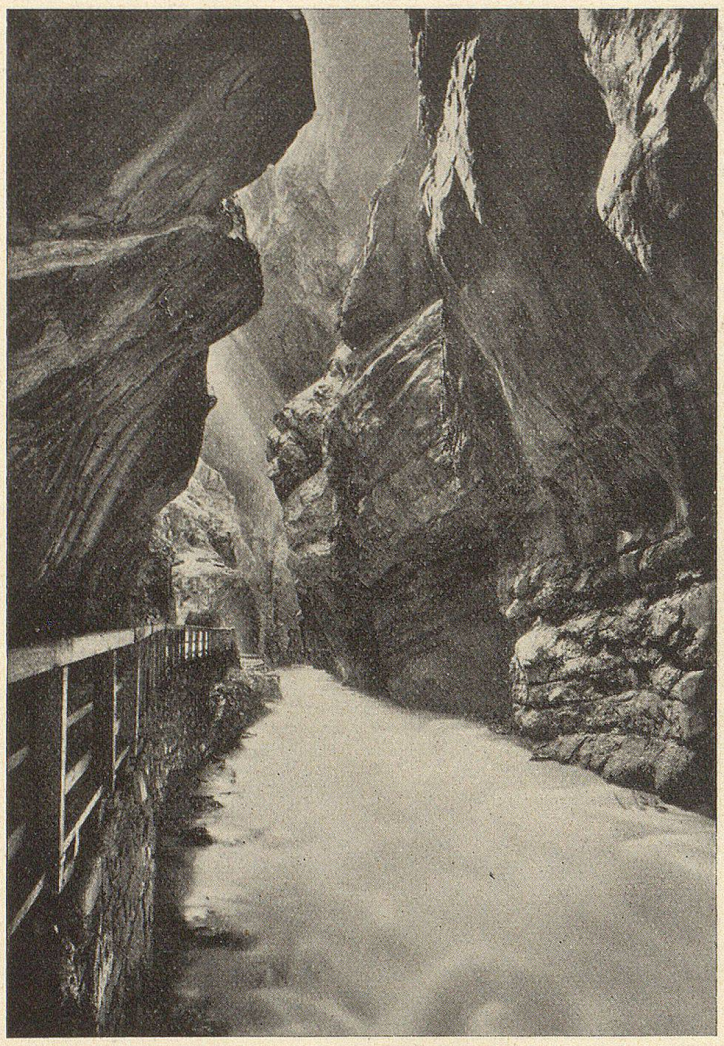


Bad Pfäfers (früher Kloster) nach einem alten Stich.

Nach dem Wunder der blauen Grotte im Berginneren vermag ich es endlich, auf dem Rückwege mich langsam in die Geheimnisse dieser Schlucht selbst zu versenken. Wohl sehe ich im Geiste den langen Zug derer, die hier einst mit Grauen und angstvoller Erwartung in diediesen unterweltlichen Badeteich stiegen. Und ich sehe zu den Gästen der dunklen Spalte die Heere aller jener, die vorne im besseren Badehaus und drunten in den Ragazer Bädern Heilung gesucht haben. Es ist leidende Menschheit auf dem Marsch; aber die Mienen der meisten verraten gelinderte Leiden, die Züge Vieler sprechen von Erlösung vom Leiden . . .

Jedoch diese Schlucht in ihrem dämmerigen Dasein — was ist es mit ihr? Nun seht, dieser Schluchtbach, die Tamina ist es, die diese Quelle entdeckt, buchstäblich aufgedeckt und erschlossen hat. Dadurch, daß ihr Wasser so tief in den Felsen fraß, wurden die geheimen Gänge angeschnitten, die verborgenen Leitungen bloßgelegt. Ohne diese Schlucht keine Therme.

Die Schluchtwände stehen nicht senkrecht. Kein



In der Taminaschlucht. (Phot. Gaberell, Thalwil).

Stück blauen Himmels grüßt herab in diesen feuchten Hades. Weder Sonne noch Mond scheinen in dieses Schattenreich. Hat die Säge des Flusses einen schrägen Schnitt getan oder hat seither die epochale Bewegung im Gebirgsganzen die ehemals senkrechten Wände übergelegt? Es ist wohl so, daß die Wassersäge oder -feile der Linie des geringsten Gesteinswiderstandes folgte und daß diese Linie eben nicht senkrecht verlief.

Die ewige Feuchtigkeit hat die grauschwarzen Schluchtwände morsch gemacht. Flysch ist ja auch sonst ein Gestein, das leicht zerblättert im Sturm der Zeit. In diesem nachgiebigen Fels sind die Schriftzüge des wirbelnden Elementes verwischt; jene klare Selbstbiographie, die sonst jede Schlucht offenbart, ist hier kaum mehr lesbar: alle jene Strudellöcher, die übereinander und hintereinander angelegten Bohrungen des Wassers — sie sind kaum mehr zu erkennen. Umso rätselhafter wird die Schlucht, dieses graue Geheimnis voll ewigen Dämmers.

Und doch fällt dort, wenn auch auf wenige Quadratmeter begrenzt, der blitzende Speer des Sonnenlichtes in die Tiefe der Schlucht. Denn es ist Mittag geworden und die Sonne steht dem Zenith nahe. Welch eine Verklärung, welch ein süßer Bote aus der Oberwelt! Man blickt empor und entdeckt gleich noch eine andere Seltsamkeit der Natur: die Schlucht ist eine Strecke weit gänzlich geschlossen, ist auf natürliche Weise überdacht. Der Quirlbohrer des Wassers hat ein Stück Fels als Decke der Brücke stehengelassen. „Naturbrücken" nennt man solche Dächer, die die darunter gähnende Schlucht ein Stück weit zur vollendeten Höhle umwandeln.

Doch was ist diese Naturbrücke gegen den unaufhaltbaren Einbruch solchen Lichtes! Diesen Lichtstrahl, vom gütigen Himmel in die Tiefe gesandt, bringe ich auf dem ganzen Heimweg nicht mehr aus dem Herzen. Wie werden die Kranken, die eh' noch dort hinten im schwarzen Abgrund auf Rettung harrten, ihre letzten Hoffnungen an diesen Strahl geknüpft, wie werden die Geheilten ihn als Licht der Gnade und Barmherzigkeit begrüßt haben! Welch ein göttliches Gleichnis für uns alle, die wir hienieden wandeln, wandeln in Nacht und Not, wandeln in Trauer und Verzweiflung — welch eine himmlische Verheißung und trostreiche Gewißheit . . .

* * *

Ich schreite vor, das Brausen der Schlucht ist mir jetzt Musik des Himmels und die Schlucht selbst nur ein flüchtiger Durchgang. Ist nicht, so sage ich mir, dieser ganze Zauberort mit seinem Wasser ein gottgesandter Lichtstrahl in das Leben aller derer, die mit Krankheit geschlagen, von Gebrechen heimgesucht, zu den Bädern wie zu einem Teich Bethseda kommen und von ihren Leiden als von einer Strafe erlöst, freigesprochen, begnadigt werden!

Wunder und Rätsel sind es, die diesen Ort zu einem Ort der Verheißung machen. Selige Geister schweben in seiner mystischen Atmosphäre, der Ort ist geweiht durch die flehentliche Anrufung Tausender, geheiligt durch die inbrünstige Lobpreisung Vieler; dem Rauschen der Wasser, dem Murmeln der Quellen mischen sich die Hymnen und Psalmen der leidenden Menschheit und der erlösten Menschheit. Rätsel von Ragaz, sagten wir, aber es ist Rätsel der Welt, und ob wir es lösen oder nicht lösen — es ist beides zur Ehre Gottes.